

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 51

Artikel: Der Glückfinder
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648886>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 51
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
17. Dezember
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, in Bern.

Der erste Schnee.

Von C. S. Meyer.

Da seid ihr, erste Flocken Schnee, Verstoßt mich aus des Himmels Glanz, Doch die ihr in das Linnen legt,
Und tummelt euch so trüb und reg, Vertreibt mich aus der Waldesluft, Die ihr bestattet, ist nicht tot,
Verhüllt mir Ferne, Berg und See, Verschüttet und begrabt mich ganz Die Erde, die das Feuer hegt,
Der Blicke süßes Luftgeheg. An meiner Mutter Erde Bruft. Das heimlich ihr im Busen loht,

Wohlan, bestattet und verschneit
Mir nur das schauernde Gemüt,

Dem Leben tut ihr nichts zuleid,
Das wallend in der Tiefe glüht

(„Alpenrosen“ 1869.)

Der Glückfinder.

Erzählung von Alfred Suggenberger.

1

Im Anfang blieb ich auf dem Wehrhose so ziemlich auf mich gestellt. Ich machte mir so meine Meinung über alles und redete mir daneben ein, was mit der Herrschaft sei, gehe mich nichts an. Bis es mir halt dann mit der Zeit doch zu dick wurde, besonders wenn ich die Frau oft neben der Arbeit heimlich weinen sah; vielleicht weil sie im Spätherbst beim Obstlesen und Rübeneintun des schlechten Wetters wegen das Kind nicht mehr wie sonst mit aufs Feld nehmen konnte. Als ihr die Bäuerin wieder einmal beim Mittagessen einen bösen Auftritt gemacht hatte, sagte ich der Vielgeduldigen nachher offen heraus, daß sie sich zu viel gefallen lasse. Der Herrgott werde ihr das Mundwerk eineweg auch für irgendeinen Zweck gegeben haben, und wenn sie die Ungerechtigkeit so weitergehen lasse, werde man zulezt auf ihrem Charakter Erbsen dreschen.

Sie blieb mir den Bescheid eine gute Weile schuldig.

Es sei jetzt halt so, wie es sei, meinte sie dann, und sie werde schon selber sehen müssen, wie sie mit dem Uebel fertig werde. Aufbegehren nütze an so einem Ort nichts. Das Kind müßte es höchstens entgelten. Wenn dann das Maß voll sei, werde es von selber überlaufen.

Von da an hielt ich ihr meinen guten Rat nicht mehr feil. Ich konnte auch wohl bemerken, daß sie mir manchmal aus dem Wege ging, was mir fast weh tat. Denn ihr junges Leid gab mir nach und nach im Heimlichen mehr zu tun, als ich mir selber gestehen wollte. Wegen ihrer merkwürdigen Art, sich zu schiden, konnte man ihr böse und gut im gleichen Augenblicke sein. Manchmal, wenn sie in einer unbewachten Minute das Kind herzte und mit ihm eine kleine, verstoßene Glücksfeier hielt, bekamen ihre Augen einen schönen Glanz, und man konnte innerlich darüber

in Wut geraten, daß sie so einem blöden Gauch angehören mußte.

Du darfst an dem Platz nicht bleiben, sagte ich mir, sonst könntest du am Ende aus der Redlichkeit herauskommen.

Aber fast mit dem Gedanken war es auch schon da, was ich heimlich erhofft und gefürchtet. Und wenn ich mich sonst, vorher wie nachher, meiner Lebtag aufs Recht tun verweist habe, diese eine Sünde will und muß ich mir verzeihen, und selber der Herrgott kann sie mir nicht anrechnen.

Es war ein kalter Morgen zu Anfang des Wintermonats. Der letzte Ader war noch mit Weizen zu bestellen; ich wollte früh mit dem Tag einspannen und war bereits am Aufschirren, als die junge Bäuerin mit einer gewissen verlegenen Hast zu mir in den Pferdestall trat.

Sie habe mich nur schnell etwas fragen wollen, brachte sie unsicher vor. Ob ich nicht — ihr zu Gefallen — am Sonntag künden würde? ...

Ich hatte eben den zweiten Kunt vom Nagel nehmen wollen und zog nun den Arm langsam zurück. Im ersten Augenblick war ich etwas betreten, obwohl ich den heimlichen Grund ihres Ansehens sogleich erriet. Die Brigitte hatte ihr vor einigen Tagen meinetwegen eine giftige Bemerkung gemacht.

„Ich geh' heute schon, wenn Ihr es haben wollt.“

Die Worte waren mir vorschnell, fast gegen meinen Willen herausgefallen; nun kam mir deren Ton hart und unfreundlich vor.

Sie sah sich leicht nach der angelehnten Tür um. „Ihr

dürft mir das nicht so auflesen“, bat sie dann eindringlich. „Aber es geht halt nicht anders, Ihr wißt es ja schon.“

„Ja, ja, ich weiß es schon“, mußte ich mühsam bekennen.

Nun wandte sie sich stillschweigend ab und wollte gehen; doch es war mir, als hätte sie noch ein Wort von mir erwartet. Ich ging ihr nach und hielt sie leicht an der Hand zurück. „Wer meint es aber da auf dem Hof noch gut mit Euch, wenn ich fort bin?“ ...

Sie zog ihre Hand leise aus der meinigen weg, blieb aber neben mir stehen, indem sie nachdenkend vor sich hinsah.

„Sellen könnt Ihr mir nicht“, sagte sie nach einer Weile, ohne aufzublicken. „Und an Euer Gutmeinen kann ich gleichwohl denken, und es kann mir doch wohl tun, wenn Ihr auch an einem anderen Orte seid.“

Sie fügte die Worte klar und ruhig eins ans andere, und es war alles schön und gut und selbstverständlich. Aber wie ich jetzt ihr zartes Sorgengesicht im roten Schein der Laterne so nah vor mir sah, da kam es mit plötzlicher Gewalt über mich, daß ich sie an mich ziehen und küssen mußte. Und sie wehrte mir nicht, ja, ich fühlte auf einen Augenblick, wie ihr lieber Wille mir warm entgegenblühte.

Unversehens hatte sie sich jetzt freigemacht und stand mir sicher, fast fremd gegenüber. „Dieser Augenblick muß Euch und mir genug sein“, sagte sie leise und doch hart und bestimmt. „Wenn ich mich noch einmal vergesse, so ist's mein letzter Tag.“

Damit war sie weg. Ich aber schaffte an meinem angefangenen Tagewerte weiter wie im Traum. Ich wurde nicht fertig, an das Wunderbare zu denken; jedes tote Wesen, jeder Apfelbaum, jeder Stein am Wege wußte darum und sah mich groß an: Ja, wer so etwas erfahren hat!“ ... Und nicht ein einziges sagte: Du bist ein schlechter Hund, du hättest es nicht tun dürfen!

Je tiefer ich mein Geheimnis in meiner Seele vergraben mußte, um so mehr wurde es gleichsam die Blume meiner Tage und Nächte. Die junge Wehrhoferin sah ich jetzt fast nur noch bei Tische. Und auch da hatte sie sich ganz zu sich selber zurückgefunden; nicht ein Blick, nicht das leiseste Mienenpiel verriet mir, ob sie mit heimlichem Zorn oder mit verhohlener Freude an das kurze Fest unserer Herzen zurückdenke.

Jeden Tag nahm ich mir das Ründen vor, und jeden Tag schob ich es wieder auf. Mein Sinn war jetzt so ganz von ihrem Wesen bestrickt und gefangen, daß es mir unmöglich erschien, sie je vergessen oder ohne ihre Nähe leben zu können.

In der zweiten Woche fand ich beim Getreidesäubern eine knappe Gelegenheit, ihr ein paar Wörtchen ins Ohr zu werfen. Ob ich das Fortgehen nicht aufschieben dürfe, wenn ich mich recht gut halten würde? Sie nickte nur leise, doch war es mir, sie hätte lieber nein gesagt.

Es war auch keine leichte Sache für mich, Tag um Tag schweigend mitanzusehen, wie sie von allen verschupft und verachtet und von ihrem Mann offensichtlich betrogen wurde, woraus er auch in seinen häßlichen und beleidigenden Reden vor ihr gar kein Hehl machte. Ich konnte wohl die Faust im Sacke ballen, aber herausnehmen durfte ich sie nicht. Es ging nicht in die Länge so weiter, das wußt' ich. Und ich schickte mich doch von Stunde zu Stunde und war so-

gar auf Augenblicke einer merkwürdigen Zuversicht voll, wie wenn alles auf den besten Wegen wäre.

So ging das Spätjahr gemäch zur Neige und die Feiertage waren vor der Tür.

Am Vorabend des Weihnachtsfestes saßen der Melker und ich nach täglicher Gewohnheit nach dem Füttern bei Most und Brot in der Stube. Das Kind schlief im verhängten Bettchen, und die junge Frau war darauf, auf dem Seitentisch ein Christbäumchen zu rüsten, das, so klein es war, doch die ganze Stube mit seinem süßen, starken Tannengeruch füllte. Bereits hatte sie ein paar Schillerkugeln an die Zweige gehängt und zu oberst ein kleines blaues Engelchen mit weißen Flügeln festgebunden.

Da stand unversehens die alte Wehrhoferin in der offenen Tür. Die Lippen zusammengekniffen, wortlos vor Staunen sah sie bald die Sohnsfrau an, bald das zierliche Tännchen auf dem Tische, bis sie zuletzt doch die Rede fand.

„Wer hat so etwas befohlen?“ fragte sie kurz und scharf.

Die „Frau“ sah sich ruhig nach ihr um. Es war, als ob der lang zurückgedämmte Wille sich plötzlich in ihr emporgerichtet hätte.

„Ich hab' es von mir aus getan“, sagte sie leise, aber bestimmt.

Die Bäuerin schäumte fast vor Wut. „So ein Blödsinn kann natürlich nur Euch einfallen!“ geiferte sie, indem sie rasch nach vorn trat. „Was versteht das einfältige Würmlein da von einem Christbaum!“

Mit groben Händen riß sie den Schmutz vom Bäumchen weg und warf dieses durch ein geöffnetes Fenster auf den Hof hinaus.

Die junge Frau hatte sich zuerst mit einer unsicheren Handbewegung gegen die Zerstörung wehren wollen. Nun stand sie da wie gefroren, das Gesicht weiß, die Augen star auf ihre Beinigerin geheftet. — Dann stieß sie plötzlich ein trockenes Lachen aus. Sie trat langsam zur Wiege hin, nahm das schlafende Kind mit leiser Sorgfalt samt den Kissen zu sich und ging festen Schrittes nach der Nebenküche hinüber, deren Tür sie hinter sich verriegelte.

„Ja — koldert zusammen, ihr zwei, meinewegen bis auf tausend!“ gistelte die Alte hinter ihr nach, aber nur unter der Stimme; sie war doch wegen dem seltsam entschlossenen Wesen der sonst so Ueberbescheidenen etwas verdutzt geworden.

„Ihr solltet Euch vor dem Teufel schämen!“ fuhr ich jetzt grob heraus, so wie mir der Zorn die Worte in den Mund gab.

Die Wehrhoferin riß Mund und Augen nach mir auf. „Ahaa, — da kommt's einmal aus, ob ich im Recht bin oder nicht! Ich hab' schon lang behauptet, daß ihr zwei es im verstorbenen miteinander habt! Zu brav wäre keines von beiden dazu, und die da drüben am allerwenigsten!“

Ich konnte mich nicht mehr halten, ich war aufgefahren und stand nun mit erhobener Hand dicht vor ihr. „Es ist jetzt einmal genug! Noch ein Wörtlein, und ich schlag' Euch Eure falschen Zähne abeinander!“

Sie wich, hinter sich schreitend, aus der Stube fort und keifte in der Küche weiter, während ich meinem Trob ein Genügen tat, indem ich mich, als wäre nichts geschehen, wieder zum Essen hinsetzte. Aber es schmeckte mir doch nicht

mehr recht; ich ging bald hinauf, um meine Siebenlachen zusammenzutun.

Raum eine halbe Stunde später schritt ich durch die kühle, regnerische Nacht, die gar nichts von Weihnachtsstimmung hatte, nach dem Dorfe hinab, mit dem Vorhaben, beim Wirt Mlettscher ein Wägelchen zum Abholen meiner bereits gepackt auf der Dachkammer liegenden Kleiderkiste zu entlehnen.

Aber je näher mir die ersten roten Lichter entgegenrückten, um so bedächtiger und unentschlossener wurde mein Gang. Immer wieder fiel mir das unheimliche Lachen auf die Seele, mit dem die junge Wehrhoferin vorhin an das Kinderbettlein hingetreten war. Manchmal war es mir, als würde mich jemand mit Gewalt zurückhalten. Ich besann mich, schritt wieder aus, besann mich zum anderen Mal, und am Ende betraf ich mich unversehens darauf, wie ich, schärfer als ich hergekommen, wieder gegen den Hof hinauffstieg.

Ungefähr auf halbem Wege kam mir jemand durch die Dunkelheit entgegen. Es war die junge Frau, die das sorgfältig mit einer Wolldecke geschützte Kind fast wie einen Täufling auf den Armen trug.

Seltamerweise wußte ich in der ersten Sekunde, was sie im Schild führte. Es war, als hätte es mir jemand laut in die Ohren hineingeschrien.

Sie erkannte mich gleich; doch merkte ich schon aus dem Ton, mit dem sie mich grüßte, daß ich ihr nicht gelegen kam. Es freute sie recht, daß sie mir noch die Hand geben könne, sagte sie zwar mit erzwungener Leutseligkeit; aber ihre Art, ihr ganzes Wesen war fremd und abweisend; was zwischen uns einmal gewesen, lag in weitester Ferne gerückt, ja es war ganz tot und weg.

Auf dem Wehrhose sei es nun endlich Schluß, berichtete sie noch so nebenbei; vorläufig wolle sie es bei Verwandten in Steinbuch probieren.

So unbefangen sie sich zu geben suchte, ich merkte bei jedem Wörtchen, daß sie log. Und daß ihr Herz zitterte bei dem Gedanken an das, was sie vor hatte.

Wir wünschten uns gegenseitig Glück. Sie dankte mir noch mit klaren Worten dafür, daß ich immer recht zu ihr gewesen sei ...

Ich ließ sie eine kleine Strecke weit gehen, und schlich ihr dann vorsichtig nach. Aber als sie, wie ich vorausgesetzt, in den Fußpfad nach dem großen Mühlenwehr einbog, wandte ich mich schräg über die Wiesen hin, um ihr den Weg abzuschneiden.

So wie sie das bemerkte, fing sie zu laufen an; doch ich war schneller und holte sie bald ein.

„Es geht nicht — — Ihr dürft das nicht tun!“ wehrte ich keuchend, indem ich sie leicht am Arme festhielt.



Fröhliche Schlittenfahrt.

Sie suchte meine Hand mit fiebernden Fingern loszulösen. „Geht von mir weg!“ rief sie scharf und feindlich. „Geht, ich bin mit dem fertig!“ Sie tat so laut und heftig, daß ich fürchtete, es sei mit ihrem Verstand nicht mehr recht.

Ueber dem lauten Reden war jetzt der Säugling in seinem Rissen wach geworden und machte sich durch kräftiges Schreien bemerkbar. Sie setzte sich auf das Rasenbord, hinter dem man das schwere Wasser über das Wehr fallen hörte, und suchte das Kind mit Schmeicheln und Rosen zu beschwichtigen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Und nun brach auch sie in herzbrechendes Weinen und Schluchzen aus.

Ich stand da und zermarterte mir umsonst das Gehirn nach einem Wort des Trostes und der Beruhigung. War es vielleicht doch ein Unrecht, daß ich ihr in den Weg getreten war?

Endlich fand ich den Mut, ihre freie Hand zu fassen. „Ich bin nur ein Knecht, aber ich will Euch helfen, so gut ich kann“, sagte ich eindringlich.

Sie entzog mir ihre Hand mit einem heftigen Ruck. „Fort da! Ich laß es nicht mehr an mich kommen! Nie, nie!“

Da sich das Kind immer untröstlicher gebärdete, war

ich in steter Sorge, es möchte irgendein verspäteter Nachtgänger auf uns aufmerksam werden. Da beugte ich mich zu ihr hin und sie ließ es geschehen, daß ich den hilflosen Wurm aus ihren Armen nahm, worauf er sich merkwürdigerweise sogleich zufrieden gab.

„Ist das nicht ein Zeichen?“ fragte ich klein und bitend. Sie schien mich sogleich zu verstehen, und ich fügte ermutigt hinzu: „Ihr seid es dem Kindlein schuldig . . .“

Sie schüttelte leise den Kopf, war aber der großen Erregung inzwischen doch Herr geworden; sie konnte ihren Gedanken klar und ohne Heftigkeit Ausdruck geben.

„Ich habe mir das auch schon vorgemalt. Aber das andere ist doch besser. Was kann ich dem Kind hinterlassen, wenn ich so eine bin? . . . Ich hab' es ja kommen sehen, von einem Tag auf den andern“, fügte sie nach einer Weile gequält hinzu. „Nein, ich hab' es gewußt in der ersten Stunde, da ich Euch ansah. Aber ich hab' nichts dagegen getan! Ich hab' mich der schlechten Sache heimlich gefreut! So eine bin ich! . . .“

Ich mochte ihr lang vorreden, der Wehrhofer sei nie auf einen Tag ihrer wert gewesen, sie blieb hartnäckig dabei, daß sie sich immer und ewig schämen müsse.

„Nur dann, wenn Ihr es das unschuldige Kindlein entgelten laßt!“ entgegnete ich fest.

Dieses Wort traf. Noch einen Augenblick saß sie regungslos, dann erhob sie sich rasch und sah mir, dicht vor mich hintretend, durch die Dunkelheit in die Augen.

„Glaubt Ihr, sagt mir bei Eurem Gutmeinen, glaubt Ihr, daß auf mein Kindlein irgendwo in der Welt ein guter Tag warten könnte?“

„Wenn wir ihm helfen, wir zwei“, entgegnete ich voller Zuversicht. „Unser Weihnachtskind muß es sein! — Und das ist das erste, daß wir ihm jetzt für ein warmes Bettlein sorgen.“

Nun war der schwere Bann gebrochen, sie folgte mir ohne Widerrede. Wir schritten auf dem schmalen Fuß-;ade schweigend hintereinander her der Straße zu. Einmal blieb sie stehen und lauschte zurück auf das Rauschen des Wassers. Dann griff sie tastend nach meiner Hand und drückte sie leise. „Es hat mich halt — auf eine Zeit — ganz um den Verstand gebracht . . .“

Auf dem Wege nach dem Dorfe hinab legte ich meiner stillen Begleiterin einen Plan vor. Ich wollte sie und das Kind morgen zu meinen Eltern nach Unterbuchen bringen. Und einen kleinen Christbaum müsse sie ihm da auf den Abend rüsten. Unter einem Weihnachtsbaum habe man immer die besten Gedanken, da werde man dann ganz gut Rat wissen, wie es mit dem Künftigen zu halten sei.

Der Simon Restler hielt mit Erzählen inne. Wir waren inzwischen unvermerkt gegen den Holdergarten hinabgekommen. „Die Geschichte ist freilich noch nicht ganz fertig“, sagte er. „Wir sind halt ein wenig zu schnell gegangen. Aber Ihr werdet mich nun wohl doch nicht mehr fragen, warum ich und meine Frau Anna jedes Jahr unseren Weihnachtsbaum haben müssen.“

Ich häß' Euch ja noch allerlei zu berichten. Zum Beispiel, wie ich die Brettlein zu meinem gelben Kleiderkoffer auf dem Wehrhofe zusammengelesen habe, die mir der Melker David über den Fenster Sims der Dachkammer auf die ge-

pflasterte Hofreite hinabwerfen mußte. Wie der Wirt Metzger zu Sneichen der Anna ohne jede Sicherheit das Geld für den Prozeß geliehen, nur dem Wehrhofer zuleid. Denn dieser Fuchs tat zuerst, als ob es ihm nicht am Scheiden gelegen wäre. Bis ihn halt dann mein Advokat trefflich in die Schuhe gestellt und ihn mit seinen sauberen Geschichten vor dem ganzen Gericht zuschanden gemacht hat.

Freilich, wir haben uns dann noch lange nicht wohlsein lassen dürfen, auch als alles überhauen war und wir niemanden mehr nachfragen mußten. Mit dem Gernhaben allein kommt man nicht durch die Welt. Jahr und Tag haben wir uns das Brot vom Munde abgespart, bis es uns zur Anzahlung auf dieses Höflein da gereicht hat. Daß es jult der Holdergarten sein mußte, das hat zumeist das schöne Christbaumhöflein da oben gemacht, dazu der wohlklingende Name zum Holdergarten. Der Mensch hat so seine Eigenheiten. Und ich hab' mich wie immer in meinem Leben auf das Sprüchlein verlassen: Wer ein Glücksnarr ist, dem kann keine Sache ganz fehlschlagen.

Den Budel haben mir die Schulden wohl mit den Jahren ein wenig krumm gedrückt. Das ist ein wunderliches Gepäc, wenn man sich das erst auf den Hals geladen hat, wächst es da ordentlich fest. Wie manchmal im Frühjahr, wenn sich die Wiesen so schön grün machten, häß' ich Frühlingnarr mich gern nach einem Blümlein gebückt. Aber ich hab's nicht wagen dürfen, halt wegen dem Sack auf dem Budel.

Ei nun, man gewöhnt sich auch an das Angute, wenn es sich fleißig einfindet und denkt bei sich: Andern ist auch nicht lauter Herrlichkeit gegönnt. Wenn man nur allzeit das rechte Mäglein herausucht, so kann man sich die Welt doch von der Sonnenseite ansehen. Es ist immer ein Trost da, der die großen und die kleinen Nebel aufwiegt. So besinn' ich mich jeden Tag dreimal darauf, daß das Anneli, unser Weihnachtskind, jetzt neben einem braven, angesehenen Mann nicht so schwer mit dem Leben zu tun hat, wie ihre Mutter in jungen Tagen. Ich kann ihren Strampelbuben nie auf den Arm nehmen, ohne an jene böse und doch gute Stunde unterm Mühlewehr zu denken, und immer muß ich staunen und mich wundern, wie sich alles so überaus merkwürdig hat zutragen können.

Etwas mag schon wahr sein an dem Spruch: Man soll das Leben essen wie eine Traube, jeden Tag ein Beerlein. Aber die süßesten und die bittersten isst man nicht gern allein; und ich bin mit dem Teilen gut gefahren.

Stem — wenn mein Vater selig noch das Leben hätte, wenn er mir zusehen könnte, wie ich in meinem eigenen Holz den Christbaum abhaue, wenn er meinen neuen blauangestrichenen Gestellwagen sähe mit den zwei Röhren davor — die notabene mir gehörten —, wißt Ihr, was mein Vater dann zu mir sagen würde? „Bub, für deine himmlische Seligkeit gäb' ich dir nicht fünf Rappen. Denn mit rechten Dingen kann das eineweg nicht zugegangen sein.“

— Ende —

Advent.

Zeit der Vorbedeutung, holder Advent!
Ruhig, wie die Leuchte des Tempels brennt,
Glüht in deinem verheißungsvollen Licht
Gläubiger Herzen fromme Zuversicht.

O. B.